



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zornig fort, scheint diese Geschichte ja eine weit größere Rolle zu spielen als bei ihnen.

Du solltest Robert nehmen, Elli, wagte Bibbi im letzten Augenblick dieser rasch zuzuraunen. Er ist gut und treu.

Ich danke! rief Elli lachend, aber es war kein munteres Lachen. Gerade das wiederhole ich mir jetzt auch immer. Ja, ich sollte Robert nehmen.

Die Ehen ohne eigentliche Liebe sind oft die glücklichsten, sagte die welt-erfahrne Bibbi, die auf dem Grunde ihrer zärtlichen Seele das romantischste Wesen war, das es gab. Ich meine, ohne eine eigentliche Liebe von ihrer Seite.

Das ist etwas Neues, sagte Elli bitter. Das heißt, auf das „glücklich werden,“ darauf verzichtet man ja wohl schon in der Wiege . . . Aber man muß wohl an das erbärmliche Geld denken — eins wie das andre.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Zum zweitenmal hat Graf Bülow einem Dampfer „Deutschland“ die Taufrede gehalten. Zum erstenmal am 10. Januar 1900 auf der Werft des Vulkan bei Stettin, als der Schnelldampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerikalinie vom Stapel gelassen wurde. Der junge Täufling war dazu bestimmt, alle Schiffe auf dem Meere an Schnelligkeit zu überbieten. Jetzt ist er innerhalb der eignen Flotte längst überholt, ein Beweis mehr für die Schnelligkeit des Wachstums aller Ansprüche auf dem Meere. Nahe bei dem damaligen Staatssekretär des Auswärtigen, denn noch war Graf Bülow nicht Kanzler, stand der Kaiser, dicht umgeben von der Schar der Festgäste. Er sah ernst und aufmerksam auf den Redner, als dieser sagte: „Deutschland, das dem Meere so ungeheure Werte anvertraut hat, das längst nicht mehr nur Binnenvolk im Herzen Europas, sondern auch Welthandelsmacht im Vordertreffen der Konkurrenz ist, muß auch zur See stark genug sein, um deutschen Frieden, deutsche Ehre und deutsche Wohlfahrt überall wahren zu können. Und wenn wir auf diesem uns vom Schicksal vorgezeichneten Wege Hindernisse zu überwinden und schwierige Stellen zu passieren haben, so wird uns das weder irre machen noch niederbeugen. Mutig, stetig und energisch müssen und wollen wir dem Endziel entgegenstreiten.“

Es lag ein geschichtlicher Hauch von großem Ernst über jener Stunde. Unmittelbar vor Beginn der Feier war die Nachricht eingetroffen, daß drei Tage vorher die Engländer den deutschen Postdampfer „Herzog“ im Hafen von Durban beschlagnahmt und damit die deutsche Postflagge zum drittenmal mißachtet hatten. Schon am 28. Dezember war der Reichspostdampfer „Bundesrat“ in dem neutralen portugiesischen Hafen der Delagoabai von einem englischen Kreuzer angehalten und nach Durban geschleppt worden, am 4. Januar der Postdampfer „General“ im Hafen von Alden. Damals verfuhrten die englischen Kreuzer gegen neutrale Schiffe, die durch die Postflagge gedeckt waren, genau so wie in den letzten Monaten russische Kreuzer gegen englische Schiffe. Der Unterschied ist nur der, daß das absolut gleiche Verfahren der russischen Schiffe in England einen Sturm der Entrüstung entfacht hat, während das Verfahren der englischen Schiffe damals den lebhaftesten Beifall in der britischen Presse fand.

Im deutschen Reichstage lag die zweite Flottenvorlage in den Geburtswehen. „Noch ein paar derartige Mißgriffe der Engländer, und unsre Flottenvorlage ist im Hafen!“ äußerte kurz vor Beginn der Tauffeier ein hoher Marineoffizier. Und

so war es auch. Den Argumenten, die die britische Überhebung lieferte, konnte sich der Reichstag so wenig entziehen wie der Teil der öffentlichen Meinung, der damals der Flottenfrage noch zweifelnd gegenüberstand. Während der Pariser Verhandlungen hat Thiers einmal schier verzweifelt ausgerufen: „Gute deutsche Einheit — ich fürchte, daß wir es sind, die sie gemacht haben.“ „Vielleicht,“ entgegnete ihm Bismarck. So mögen heute die Engländer, die in allen Tönen über unsre leider zumeist noch auf dem Papier stehende Flotte klagen, überzeugt sein, daß sie es zum nicht geringen Teile sind, die diese deutsche Flotte der Zukunft geschaffen haben und schaffen werden. Graf Bülow darf ihnen getrost nicht nur mit einem „Vielleicht,“ sondern mit einem bestimmten „Ja“ auf eine solche Frage antworten.

Dem Schnelldampfer „Deutschland“ ist jetzt ein stolzes Linien Schiff „Deutschland“ gefolgt, das diesen teuersten Namen geerbt hat von jener „Deutschland,“ die um die Weihnachtszeit des Jahres 1897 den Prinzen Heinrich nach Ostasien trug. Wiederum hielt Graf Bülow die Taufrede, diesmal vielleicht den Blick mehr nach innen als nach außen gerichtet. Er stellte die Frage: „Wie wollen wir das Deutsche Reich?“ und seine Antwort darauf ist in ihrer klassischen Kürze mehr als eine Gelegenheitsrede, sie ist ein Programm, dem der Kaiser durch seine Gegenwart die Anerkennung und Übereinstimmung verlieh. „Sicher ruhend in der Eintracht der Fürsten und Stämme; Kleinen und Großen das Maß ihres Rechts nach Gesetz und Verfassung verbürgend; hilfreich den Schwachen; wachsende Wohlfahrt und Ordnung im Innern; aller ehrlichen Arbeit freie Bahn; jeder Tüchtigkeit ein herzlich willkommen. So allein kann im Reiche der Boden bereitet werden für alle Werke des Friedens.“ In diesen kurzen Sätzen ist jedes Wort sorgfältig abgewogen; ihr Inhalt wird in allen patriotischen Kreisen des Vaterlandes, zumal auch von den deutschen Regierungen, mit aufrichtigem und herzlichem Beifall aufgenommen worden sein.

Durch die Rede klingt hindurch, was den Reichskanzler in den vorausgegangnen Wochen am meisten beschäftigt hatte: die Regelung der lippischen Angelegenheit. Der überall mit lebhafter Zustimmung aufgenommene Bundesratsbeschluss vom Freitag war ihr um 24 Stunden vorausgegangen. Man kann es nur dankbar begrüßen, daß Graf Bülow die erste ihm gebotne Gelegenheit benutzt hat, die Grundsätze, die für ihn in dieser Sache leitend und maßgebend gewesen sind, öffentlich wenigstens anzudeuten. Es wird auch so überall verstanden worden sein. Wie sein großer Vorgänger hat sich Graf Bülow in dieser Regelung der lippischen Angelegenheit als ein eben so geschickter und umsichtiger wie auch zugleich energischer und entschlossener Deichhauptmann erwiesen. Er hat für eine drohende Hochflut rechtzeitig das ableitende Bett gegraben und für alle Beteiligten einen annehmbaren Ausweg aus einer recht verwickelten und schwierigen Lage geschaffen. Man mag beklagen, daß das nicht früher möglich, und damit manch Unliebliches zu vermeiden gewesen war. Diese Kritiker werden sich aber mit dem Hinweis abfinden müssen, den Graf Bülow am Schlusse seiner Kieler Rede in bezug auf Deutschlands Stellung in der Welt einflocht, „daß nicht wir allein den Gang der Weltgeschichte bestimmen.“ Wie draußen im Großen, so drinnen im Kleinen. Die Bedingungen für die Beschreitung des allgemein beifällig anerkannten Weges wären früher vielleicht nicht in demselben Maße vorhanden gewesen. Die Krisis, die zu besetzenden dem Reichskanzler gelungen ist, mußte zuvörderst doch erst eingetreten sein. Die Art, wie Graf Bülow diese Krisis dann benutzt hat, nicht nur sie, sondern auch die Wurzeln ihres Anlasses dauernd unschädlich zu machen, reiht sich den besten Leistungen deutscher Staatskunst an. Die größern deutschen Regierungen, zumal Bayern und Sachsen, haben, wie in Bundesratskreisen berichtet wird, mit ihrer warmen und vertrauensvollen Anerkennung nicht zurückgehalten.

Die Kieler Rede bietet aber noch zwei weitere programmatische Sätze. „Wer von uns hinauszieht, um deutsche Kultur und deutsche Arbeit in die Welt zu

tragen, soll seines festen Rückhalts in der Heimat sicher sein.“ Darin ist wohl die Ankündigung enthalten, daß die Regelung der Frage des Verlustes der Reichsangehörigkeit endlich bevorsteht, und zwar im Sinne der seit einem Jahrzehnt ertönenden und neuerdings auch von der Kolonialgesellschaft wiederum erhobnen Forderung, daß kein Deutscher ohne seinen ausdrücklichen Willen die Reichsangehörigkeit verlieren darf, und daß jeder in der Liste des zuständigen deutschen Konsuls so lange verzeichnet bleibt, bis er selbst seine Streichung beantragt, oder der Tod ihn streicht. Wenn der Kanzler weiter sagte: „Darum schaffen wir uns unsre Flotte. Für niemanden aber ist unsre Seemehr eine Herausforderung. Willig stehen wir in Reich und Glied mit allen Freunden des Friedens . . . stark im friedlichen Rate der Völker, so wollen wir unser Land bleiben und gedeihen sehen“ — so war damit zugleich die autoritative Antwort auf gehässige Ausfälle der fremden Presse gegeben, die, wie jüngst die *Army and Navy Gazette*, die deutsche Flotte als das eigentliche Element der Beunruhigung und der Friedensstörung hinstellte und Deutschland ziemlich unverblümt mit dem Schicksale Kopenhagens und der dänischen Flotte von 1807, also mit englischer Gewalttat bedrohte. Enthielte die Sprache dieses englischen Blattes irgendwelche Autorität, so könnte man ihm mit seiner eignen Argumentation erwidern, daß das eigentliche Element der Beunruhigung und der Friedensstörung in der Welt — die englische Flotte sei. Aber der loyalen und friedlichen Politik König Edwards gegenüber, den wir freilich auf lange Zeit hinaus als den letzten deutschfreundlichen Monarchen in England werden zu betrachten haben — der König spricht nicht nur sehr gut deutsch, sondern spricht es auch gern —, ist es vorläufig noch ziemlich gleichgiltig, was englische Blätter gegen Deutschland schreiben. Schiller läßt den Herzog Alba im Don Carlos auf die Kunde von dem in Madrid ausgebrochenen Aufstande sagen: „Noch wissen wir nicht, wer den Pöbel waffnet.“ Ebenso darf man diesen systematischen Verheerungen gegenüber die Erwägung nicht aus den Augen verlieren: wer steht dahinter? Man würde an der letzten Stelle vielleicht nicht einmal auf einen Engländer stoßen. Immerhin aber sind diese Hechte im europäischen Karpenteich für uns recht nützlich. Sie verhindern uns, auf den Vorbeern eines vergangenen Menschenalters oder auf dem Wohlstande des jetzigen einzuschlafen. Sie sind vielmehr eine unaufhörliche Mahnung, unsre Waffen zu Lande wie zur See scharf und blank zu erhalten.

Dies möge namentlich den Stimmen gegenüber gesagt sein, die da glauben oder glauben machen wollen, daß die Inanspruchnahme Rußlands in Ostasien für Europa den Frieden verbürge. Wir wollen die Balkanfrage und die auffällige französische Begünstigung bulgarischer Rüstungen einstweilen völlig beiseite lassen und zumal den Pariser Kammerkomödien gegenüber nur auf die Tatsache verweisen, daß sogar ein ausschließlich für die gebildeten Kreise berechnetes Organ, wie die *Revue des deux Mondes*, einem so gehässigen und herausfordernden Aufsatze wie dem von Maurice Barrès: *Les bastions de l'Est* an der Spitze des Novemberhefts ihre Spalten öffnet. Da heißt es genau wie in den chauvinistischen Blättern des Bas-Empire vom Juli 1870: *Notre ennemie née, c'est la Prusse!* (S. 34). Der gleichen Anzeichen sind durch gelegentliche Höflichkeiten nicht zu übertünchen.

Frankreich bleibt der gegebne, ja aufdringliche Verbündete jeder Macht, die den Arm gegen Deutschland zu erheben bereit ist. Nachdem der bisherige Zweibund gegen Deutschland inhaltlos geworden ist, sucht es einen andern Bundesgenossen und arbeitet zugleich unaufhörlich daran, unsre Verbündeten im Dreibunde entweder von uns abwendig zu machen, oder sie durch die Parteien zu entwaffnen. Wir sehen die republikanischen und die sozialistischen Elemente Italiens unausgesezt an der Arbeit, die italienische Armee in ihrer Disziplin und ihrer Treue zu erschüttern, in ihrer Leistungsfähigkeit durch Verjagung der Mittel unbrauchbar zu machen. Welcher Sympathien, wenn nicht mehr, sich alle die Völkerstämme Österreichs erfreuen, die an der Zerstückung des Reiches und damit an der Zerstörung seiner militärischen Kraft arbeiten, bedarf keiner Beweise mehr. Demgegenüber

gilt es für uns Deutsche, unausgesetzt des Moltkschen Wortes eingedenk zu sein: „Ein starker Staat steht nur sicher auf sich selbst,“ und zugleich des Wortes, das im Jahre 1880 Bismarck zu Moltke gesprochen hat: „Rechnen wir mit dem schlimmsten Fall, mit dem Überfall, und wir werden uns nicht verrechnen.“

Ist es immerhin erfreulich, daß die englische Presse der deutschen die Arbeit abnimmt, das deutsche Publikum von der dringenden Notwendigkeit einer weitem Vergrößerung der deutschen Flotte, vor allem einer allmählichen Verdoppelung unsrer Heimatsflotte, d. h. die Formierung der Schlachtflotte in vier Doppelgeschwader, zu überzeugen, so muß andrerseits auch dankbar anerkannt werden, daß sich trotz oder wegen der großen Zurückhaltung unsrer Marineverwaltung in der publizistischen Erörterung dieser Frage die Stimmen mehren, die freiwillig als Apostel der Flottenvermehrung hinausziehen, um alle Heiden in deutschen Landen zu lehren. Eine sehr beachtenswerte Schrift, „Die Flottenfrage,“ hat jüngst Erich Neuhaus (Leipzig, Felix Dietrich) herausgegeben, die von eifrigem Studium und großer Sachkenntnis zeugt. Daß der Verfasser die Lösung der finanziellen Schwierigkeit auf dem Wege einer Reichserbschaftssteuer sucht, ist freilich weder ein neuer noch ein sehr aussichtsvoller Gedanke. Auffälliger dagegen ist seine Äußerung, daß die Schaffung zunächst eines dritten Doppelgeschwaders „eine eklatante Abweichung“ von dem jetzt geltenden Flottengesetze bedeuten würde. Aber doch nicht, wenn der Reichstag sich einverstanden erklärt, das jetzige Flottengesetz in dieser Weise zu ergänzen und zu erweitern! Denn nur um eine organische und zwar die organisch einzig richtige Ergänzung und Erweiterung des bestehenden Gesetzes, nicht um eine Abweichung würde es sich handeln. Und nun gar der Hinweis auf den Argwohn und die Beunruhigung des Auslandes. Als ob sich das Ausland jemals um unsern Argwohn und unsre Beunruhigung gekümmert hätte! Je entschlossener sie uns sehen, desto mehr Respekt werden sie haben. Das Wegefraut soll stehen la'n, hüt di Jung, 's sind Kesseln dran! Vielleicht setzt der sonst so einsichtige Herr Verfasser seiner zweiten Schrift das stolze Wort zum Motto, daß der Appell an die Furcht in deutschen Herzen keinen Widerhall findet!

In demselben Sinne möchten wir ihn bitten, auf Seite 55 den seltsamen Satz zu streichen, daß „der arme Mann ohnehin schon fast ausschließlich die Last des Landheeres trägt.“ Das Ausland wird uns freilich um die „armen Leute“ beneiden, die eine halbe Million Soldaten unter Waffen halten können, aber im Inlande könnte ein solcher Satz doch in recht bedenklicher Weise mißverstanden werden. *s*

La Roma che se ne va. Nahe bei dem St. Peterplatze, hinter dessen linker Säulenkolonnade, liegt, ziemlich in engen Gäßchen versteckt, eine kleine, wohl den meisten Romreisenden unbekanntere Stadtpforte. Wer sich nicht gerade daran gibt, den Weg um die vatikanische Anlage zu machen, die von Künstlern wie Michelangelo und Sangallo entworfenen und ausgeführten mächtigen Befestigungsmauern zu besichtigen und zu studieren oder einzig und allein aus Freude über die schönen Aussichtspunkte nach dem Valle d'Inferno und der dieses überragenden Villa Doria Pamfili, wird sie kaum gewahr werden oder ihrer achten, es müßte ihn denn schon ein römischer Freund bei einem Spaziergange nach der hochliegenden Villa Carapagna an den Wasserleitungsbogen der Aqua Paola darauf aufmerksam machen. Dann sieht er eine kleine eintorige Pforte mit Trabertineinfassung und Zinnenkrönung neben einem mächtigen breitbasigen Rundturm, deren einziger Schmuck zwei gut gearbeitete und erhaltene Wappenschilder mit dem Namen Alexanders des Sechsten und dem Stiergebilde sind, und er erinnert sich vielleicht, dieses Tier in den vatikanischen Gemächern des Borgia-Papstes in allerlei mythologischen und astrologischen Verkleidungen gesehen zu haben in der trefflichen Ausführung, die Meister Pinturicchio ihm angedeihen ließ.

Da nun dieses heute Porta Cavalleggeri benannte Tor einem bequemen neuen Zugange weichen soll und damit das steinerne Erinnerungszeichen an ein interessantes Stück Weltgeschichte den modernsten Bedürfnissen zum Opfer fallen muß, so mag es als ein Akt der Pietät gelten, mit ein paar Worten die Schicksale und die einstige Bedeutung des Tores und seiner Bau- und Geschichtskennzeichen zusammenzustellen.

Vor etwa vierhundert Jahren gelangte das Tor und seine Umgebung zu einer zwar kurzen, aber um so traurigern Berühmtheit durch ein Ereignis, das das Ende der Renaissancezeit für Italien besiegelte und in seiner weitem Entwicklung die Unterdrückung der geistigen Freiheit des Landes für die nächsten Jahrhunderte bedeutet. Die Einleitung dazu ist der sogenannte Sacco di Roma, die neun Monate lange furchtbare Plünderung der üppigen Papststadt durch die zusammengewürfelten Soldatenhorden des allchristlichsten Kaisers Karl des Fünften im Jahre 1527.

Ein topographisches Bild, wie die Gegend hier damals ausgesehen hat, ist nicht schwer zu rekonstruieren. Man vergesse für einen Augenblick den Mauerring, wie er heute dasteht. Dahinter, in den vatikanischen Gärten, ist ein viel älteres Stück einer langen Mauer mit mächtigen Rundtürmen, jetzt teilweise mit einer weißen Kappe bedeckt und zu astronomischen Beobachtungspunkten eingerichtet. Sie gehört zu der ersten Befestigung, mit der im Jahre 850 Papst Leo der Vierte das päpstliche Gebiet zum Schutze gegen die räuberischen Sarazenen umgab, die nach den reichen Schätzen des Apostelgrabes gelüftete. Diese schützende Einfriedigung begann an dem starken Brückenkopfe der Engelsbrücke, dem kolossalen Grabmonumente des Kaisers Hadrian und seiner Nachfolger, lief in derselben Linie wie der noch heute bestehende Verbindungskorridor, dessen Grundmauern noch zu ihr gehören mögen, auf den Vatikanpalast, bestieg und umfaßte dann den ganzen Hügel, trat bei unsrer Torpforte in die Talsenkung des Janiculus und erreichte den Tiberfluß in der Gegend der Porta San Spirito, auch de' Saffoni, so genannt nach den von Karl dem Großen für die Sachsen hier errichteten Schulen und Hospitälern. Diese Mauer hatte anfangs nur drei, später, weitem Bedürfnissen folgend, sechs Ausgangstore und war in gewissen Zwischenräumen durch runde Befestigungstürme geschützt. So hieß unsre Porta von ihrem mächtigen Nachbar ad Turrionem majorem, und obgleich erst im Jahre 1455 von Papst Nikolaus dem Fünften eröffnet, vielleicht auch nur vergrößert und verstärkt, ist sie die einzige der Leomauer, die ihren Platz in der infolge der Katastrophe von 1527 neu projektierten aber erst später ausgeführten neuen vatikanischen Befestigung bewahrt hat. Ein Blick an Ort und Stelle zeigt noch deutlich die Zusammengehörigkeit der Überreste der alten Mauer mit unserm Tore. Ein andres Tor dieser alten Mauer ist heute der Eingang in das Quartier der päpstlichen Schweizergarde. Auch dieses zeigt, daß es seine letzte Veränderung zur Zeit der Borgia erfuhr, denn es trägt noch deren Wappen. Der Name Porta Cavalleggeri für unser Tor stammt erst aus dem Jahre 1560, als Pius der Vierte hierher die Kaserne der leichten Reiterei verlegte.

Die Beschreibung der Eroberung der Stadt ist zu bekannt, als daß sie nochmals wiederholt werden müßte; es genügen ein paar Worte zur Wiedererinnerung.

Auf dem Janiculum lagerte am 5. Mai 1527 ein dreißigtausend Mann starkes Heer spanischer, italienischer und deutscher Truppen, darunter die frommen Landsknechte, die Georg von Frundsberg zum Kampfe gegen die verbündeten Franzosen, Venezianer und den Papst über die Alpen gebracht hatte. Im Kloster von San Dnsario schlug der Oberbefehlshaber des Kaisers Karl, der Renegat Herzog Karl von Bourbon, sein Hauptquartier auf. Am nächsten Morgen geschah ein Doppelangriff gegen das besetzte Trastevere und das vatikanische Quartier. Bourbon selbst leitete den Sturm auf unsre Porta Turrioni. Ein Jahrhundert später zeigte man noch den marmornen Säulenschaft, von dem aus er seine Truppen

angefeuert haben soll. Dieser Schaft stand später vor der Kirche Santa Anna und trug dann eine Inschrift, die sich auf die Neuanlage des Borgo Pio bezog. Beim Umbau der Kirche oder bei der Anlage der Kolonnaden des Bernini wird er verschwunden sein. Nun ließ Bourbon Leitern an die Stadtmauer setzen, bestieg als erster deren eine, stürzte aber, von einem Hakenbüchschenschuß tödlich im Unterleib verwundet. Den Sterbenden brachte man in ein Feldkapellchen der Familie Gozadini, der Madonna del Rifugio geweiht, bei den naheliegenden Fornaci. Dieser Name kommt von den Ziegelöfen, die damals wie heute noch vor dem Tore im Tale an der Via Aurelia lagen. Das Kapellchen wäre zu suchen ungefähr bei der heutigen Kirche S. Maria dei Fornaci.

Ein sehr seltner Holzschnitt aus dieser Zeit zeigt den wie ein römischer Imperator gekleideten Bourbon von der an einen massigen Rundturm gelehnten Sturmleiter rücklings abstürzend. Im Vorsaal der Appartamento Borgia wird sein angeblicher Harnisch gezeigt. Diesen für die Schicksale der Stadt verhängnisvollen Schuß nahmen verschiedene Menschen für sich in Anspruch; am bekanntesten von ihnen ist Benvenuto Cellini, der in seiner Selbstbiographie einen klaren Begriff von dem damaligen Stadtbilde der Umgegend gibt. Er war mit einigen Freunden in aller Frühe auf einen am Tore liegenden Friedhof geeilt. Es herrschte ein solcher Mebel, daß man die Angreifer kaum erkennen konnte, doch bemerkte er die Mutlosigkeit der Verteidiger und riet den Begleitern zu schleuniger Umkehr. Aber, fügte er hinzu, da wir einmal hier sind, müssen wir eine männliche Tat begehn. So gaben sie aufs Geratewohl ein paar Schüsse ab, und, sagt Cellini, von diesen unsern Schüssen traf und tötete einer den Bourbon. Sie flohen nun von ihrem Standort auf den Campo Santo, einem Kirchhof für Pilger innerhalb der Stadtmauer am Tor, dessen Lage sich bestimmen läßt durch die noch freistehende Apsis der Kirche San Salvatore de Ossibus, auch nach dem großen Befestigungsturm ad turriorem benannt, und deren Übriges in den Inquisitionspalast verbaut ist, durch den Vorhof der alten Peterbasilika im Schutze des Verbindungskorridors zwischen Vatikan und Engelsburg erst bis zur Kirche San Angelo, die noch heute al corridojo heißt, und von da in das sichere Castellum Hadriani, während die Spanier beim Tibertor und bald darauf die Deutschen durch unser Tor in die Leostadt eindringen und den Tod ihres Oberbefehlshabers durch ein blutiges Mebel rächten. Das Tor selbst wird wenig gelitten haben, sonst hätte sich kaum das Borgiamappen daran erhalten, und wäre wohl bei einer gründlichen Restauration durch das eines andern Papstes ersetzt worden. Den Leichnam Bourbons trugen sie nun in die Peterbasilika, deren Neubau zwar begonnen, aber wohl noch auf die Niederlegung des hintern Abschlusses der Langschiffe beschränkt war, und bahrten ihn im Draitorium Sixtus des Vierten auf. Dieses enthielt das schöne, heute in der großen Sakramentskapelle am Boden aufgestellte bronzene Grabmal dieses Papstes von Pollajuolo und lag im linken Seitenschiffe des alten Baues. Tag und Nacht, so sagt ein Bericht, brannten zwölf Fackeln um den aufgebahrten Körper, und zwölf gutbezahlte Priester beteten für das Seelenheil ihres grimmen Feindes. Andererseits wird der Todesschuß einem Francisco Valentino, Romano del Nione Ponte, zugeschrieben, einem Freiwilligen der berüchtigten Truppe der Bande neri, die von Giovanni dei Medici seinem Onkel, dem Papst Clemens dem Siebenten, zu Hilfe geschickt worden waren, und von denen eine Abteilung unter Führung des Capitano Lucantonio Cupano tapfer an der Stadtverteidigung teilnahm. Eine andre Erinnerung an den Kampf am Tore findet sich in einer Wüste und Inschrift an der Langseite der Kirche San Spirito, die den Tod eines Goldschmiedes Passeri betreffen. Als im Februar 1528 das Heer die schwergeprüfte Stadt verließ und nach Neapel zog, brachte es den Körper in die Festung von Gaeta, wo er dann an einer Wand hinter der Schloßkapelle aufrecht in einem offenen Kasten mit einem auf der Mauer gemalten Epitaph bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgestellt gewesen ist, zuletzt zur Mumie vertrocknet, jedoch immer geehrt und

von Zeit zu Zeit neu bekleidet, wie noch im Jahre 1736 auf Befehl des Marquis von Châteaufort. So will ihn noch Volkmann, dessen Reiseführer durch Italien Goethe benutzte, im Jahre 1770 gesehen haben. Auch die Legende, von einem alten Soldaten erzählt, dem das Amt zugefallen war, den Leichnam am Todestage frisch zu bekleiden, fehlt nicht. Er sagt, es wäre gräßlich, den Toten fluchen zu hören, wenn er nicht gut und prompt bedient würde. Der letzte Bericht ist vom Jahre 1872 von Diego Monetti, der schreibt: Jetzt ist Bourbon nicht mehr sichtbar, weil die Mumie durch schlechte Behandlung ruiniert ist, und ebensowenig das Epitaph, weil keiner sich die Mühe nahm, es nach Wiederherstellung der Mauer zu erneuern. Das wären die Erinnerungen, die der Abbruch des alten Stadttores wachruft.

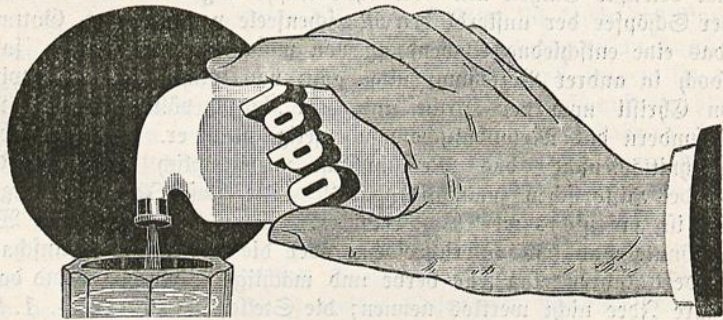
federico Brunswick

Dorner's Religionsphilosophie. Mit Religionsphilosophien wird seit einigen Jahren der deutsche Büchermarkt überschwemmt. Das meiste davon ist wertloses Geschwätz. Aber der Grundriß der Religionsphilosophie von Dr. A. Dorner (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1903) ist ein sehr gediegenes Buch und bedeutet einen Fortschritt. Die meisten Schriften über den Gegenstand bewegen sich entweder in den (auseinandergehenden) Bahnen, die Kant und Schleiermacher eingeschlagen haben, oder in biologischen Fahrwasser; sie erklären die Religion für reine Gefühlsache oder für ein Hilfsmittel der Sittlichkeit oder für eine auf einer gewissen Stufe der Entwicklung unvermeidliche Illusion. Dorner verwirft ganz entschieden alle drei Richtungen. Die religiöse Idee ist nach ihm zwar entwickelt worden, aber sie ist keine Illusion, sondern entspricht der Wirklichkeit, und wenn man mit den Schulen der beiden genannten Philosophen die Religion als Befriedigung eines sittlichen oder Herzensbedürfnisses bestehen läßt, ihren Gegenstand jedoch als der Erkenntnis kraft unzugänglich hinstellt, so ist das nicht mehr Religion, sondern höflich ausgedrückt Selbstbetrug. Die Religion steht und fällt mit ihrer metaphysischen Grundlage, das heißt mit der Erkenntnis, daß es einen persönlichen Gott gibt. Dessen Dasein ist beweisbar, und gerade der von Kant verspottete ontologische Beweis ist die Wurzel der übrigen Beweise, denn er besagt nichts andres, als daß sich unsre Vernunft gezwungen fühlt, Gott zu denken. Die Religion selbst aber ist nach Dorner bewußte Einheit mit Gott ohne Aufhebung der relativen Selbständigkeit, die der Schöpfer der unsterblichen Menschenseele verliehen hat, Gottmenschheit. Bedeutet das eine entschiedne Abwendung von modernen Verirrungen, so hält sich Dorner jedoch in anderer Beziehung nicht ganz von solchen frei. Er wird weder der Person Christi noch der Kirche und dem Kultus völlig gerecht. Nicht das Historische, sondern das Metaphysische mache selig, meint er. Wie nun aber, wenn dem Durchschnittmenschen das Metaphysische unzugänglich oder nur durch die Vermittlung des Historischen zugänglich wäre? „Die bloße Idee einer organisierten Gemeinschaft ist gar nichts wert,“ schreibt er. Wenn der Idee keine Wirklichkeit entspräche, könnte man das unterschreiben, aber die kirchliche Gemeinschaft ist seit neunzehnhundert Jahren eine sehr derbe und mächtige Wirklichkeit, und darum darf man auch ihre Idee nicht wertlos nennen; die Stellen Römer 12, 4, 1. Korinther 12, 14 und Ephesier 4, 16, in denen Paulus diese Idee entwickelt, enthalten das Beste vom Kerne dessen, was man heute Soziologie nennt. Daß alle Verfassungsformen und alle Bestandteile des Kultus die Neigung haben, auszuarten und aus der christlichen Religion ein neues Judentum und Heidentum zu machen, läßt sich freilich nicht leugnen, aber wenn nun so viel vom christlichen Geist und Leben, als der gemeine Mann zu fassen vermag, ihm nicht anders als durch Gemeindeorganisation und Kultus beigebracht werden kann, soll ihn dann der gelehrte Bekenner der esoterischen Religion einfach laufen und entweder ins Heidentum oder in den atheistischen Materialismus versinken lassen? Auf Seite 158 scheint es so, denn da wird der Gegensatz zwischen dem esoterischen Christentum und der christlichen Populärreligion als unveröhnlich dargestellt. Später, auf Seite 384, wird

eine Versöhnung versucht. Der Esoteriker könne nichts tun, als im Interesse der Wahrheit darauf hinweisen, daß man eben den Grundsatz fallen lassen müsse, das Geschichtliche mache selig. „Dann kann er anerkennen, daß das Geschichtliche, was sich wirklich als solches erweist, Anregungsmittel für den Glauben sein könne, daß aber auch der Glaube als das unmittelbare Wissen sich in letzter Instanz nicht von der Geschichte abhängig machen kann.“ Wirklich nicht? Glaubt Dorner im Ernste, daß er als Professor der Theologie und daß sein esoterischer Glaube vorhanden sein würden, wenn es keinen Jesus, keinen Paulus, keine Kirche, kein Neues Testament gäbe, was alles historische Erscheinungen sind? Seine Forderung, die Gemeinde solle das Geschichtliche bloß als „Illustrationsmittel des Prinzips“ verwenden, wird also wohl nicht durchführbar sein; weder Christus noch der Kirchengründer Paulus läßt sich zu einem bloßen Illustrationsmittel herabdrücken. Von den Einzelausführungen können wir viele vorbehaltlos unterschreiben, zum Beispiel: „Man kann der Religion des Geistes nicht das Recht absprechen, das Göttliche in künstlerischer Form zu symbolisieren, aber freilich in künstlerischer Form,“ nicht in Holzpuppen, Amuletten, Kleiderresten und Reliquien, die keine Symbole mehr sind, sondern als Materialisierungen des Göttlichen gedacht werden. In der Geschichte der religiösen Entwicklung vermag Dorner zwar keine neuen Tatsachen beizubringen, aber er führt tiefer als andre in ihr Verständnis hinein, indem er zeigt, wie jede Entwicklungsstufe, jede Volksreligion einem metaphysischen System entspricht. — Die praktisch wichtigsten Partien seines Werkes hat der Verfasser noch außerdem in acht Vorträgen behandelt und (bei C. A. Schweichle und Sohn in Berlin, 1903) unter dem Titel Grundprobleme der Religionsphilosophie herausgegeben.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zurzeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.